

Zores, Stuss und Pleitegeier

Die jiddische Sprache und was sie für uns heute bedeutet

Vortrag vor der Grazer PRO SCIENTIA-Gruppe am 15.01.2025

Ursprung zahlreicher deutscher Begriffe und Idiome, aber auch eine eigenständige Kultursprache von Weltrang: Das ist Jiddisch, eine germanische Sprache, die sich im Hochmittelalter auf der Basis diverser mittelhochdeutscher Varietäten unter jüdischen Gemeinden im ober- und ostmitteldeutschen Raum herausbildet. Als Fusionsprache ist sie zudem massiv geprägt durch die Einbindung hebräischer, aramäischer und in geringerem Ausmaß romanischer Elemente sowie – seit der Ostmigration im Spätmittelalter – durch den intensiven Einfluss der slawischen Sprachen. Es handelt sich damit um eine vollwertige Sprache mit distinktiver Phonologie, Morphologie, Syntax und Semantik, einer komplexen Dialektlandschaft sowie einer weitgehend normierten Schriftsprache auf Basis des (an die Bedürfnisse des jiddischen Lautsystems angepassten) hebräischen Alphabets. Bis ins 20. Jh. hinein dient sie als verbreitete Alltagssprache der aschkenasischen Juden in Osteuropa, aber auch in der weltweiten Diaspora, und findet Verwendung in schulischen, politischen, journalistischen und literarischen Kontexten, obwohl sie gänzlich ohne den Unterbau eines Nationalstaats auskommen muss. Die Sprachbezeichnung Jiddisch – in Anlehnung an das englische *Yiddish* vom jiddischen Wort für ‚jüdisch‘ entliehen – ist erst seit den 1920er Jahren gängig, zuvor waren andere Bezeichnungen wie „Judendeutsch“ bzw. auf Jiddisch *mameloschn* („Muttersprache“) in Gebrauch.

Erste schriftliche Hinweise auf die jiddische Sprache sind uns aus dem 11. Jh. erhalten; der älteste vollständige Satz, ein in die größeren Buchstaben eines hebräischen Wortes eingeschriebener gereimter Segenswunsch, findet sich im Wormser Machsor aus dem Jahr 1272. Als Entstehungsgebiet für das Jiddische kommt der Raum zwischen Speyer und Köln im Westen des heutigen Deutschlands in Frage. Aus der Zeit vor dem 11. Jh. sind Informationen über Migrationsbewegungen oder Ansässigkeit jüdischer Zuwander:innen im deutschen Sprachraum äußerst dürftig, die nachweisbaren Einflüsse des Altitalienischen und insbesondere des Altfranzösischen zeigen aber, dass ein signifikanter Teil aus romanischsprachigen Gebieten gekommen und die entstehende aschkenasische Kultur durch nordfranzösische jüdische Gemeinden geprägt worden sein dürfte. Lexikalische Beispiele für diese Spuren des Romanischen sind etwa die Verben *leyenen* ‚lesen‘ (< lat. *legere*) und *bentschn* ‚segnen‘ (< lat. *benedicere*). Das Mittel- und Frühneuhochdeutsche, aus dem Jiddisch sich herausbildet, ist seinerseits alles andere als eine einheitliche Sprache, sondern vielmehr eine Anzahl urbaner Varietäten im ober- und ostmitteldeutschen Dialektkontinuum, unter denen es aber durch die überregionale Vernetzung der

jüdischen Gemeinden wohl zu einem Austausch und Ausgleich kommt. Parallel dazu in Verwendung bleibt das Hebräisch-Aramäische als Sakral- und Bildungssprache, aus der viele Elemente ins Jiddische übergehen – insbesondere, aber bei Weitem nicht nur Begriffe aus dem religiös-traditionellen Bereich. Damit leben die Aschkenasim von Anfang an in innerer wie äußerer Mehrsprachigkeit.

Mit der verstärkten Verfolgung deutscher Juden ab dem 13.–15. Jh. setzt eine Massenmigration Richtung Osten ein, zunächst vor allem nach Polen-Litauen, später noch weiter nach Ost- und Südosteuropa. Auch in der neuen Heimat bleiben die Aschkenasim eine Minderheit mit eigener Religion, die am Hebräischen als Sakral- und am Jiddischen als Profansprache festhält. Um 1500 geht die Phase des Altjiddischen zu Ende, es folgt Mitteljiddisch (bis ca. 1750). In dieser Zeit gehen die sprachlichen Entwicklungen im Westen und Osten deutlich auseinander: Westjiddisch (im Raum Deutschland, Holland, Oberitalien, Ungarn) entwickelt sich im engeren Kontakt mit dem Deutschen bis ins 18. Jh. als Soziolekt weiter, bis es schließlich im Zuge der Haskala ab dem späten 18. Jh. aufgegeben wird: Viele der jüdischen Aufklärer, die nach Emanzipation und Assimilation streben, lehnen Jiddisch als vermeintlich ungebildete Varietät ab. Ostjiddisch hingegen schwingt sich im 19. und beginnenden 20. Jh. zu einer osteuropäischen Kultursprache mit florierender Literatur- und Zeitungsproduktion auf. So erscheinen allein in Polen in der Zwischenkriegszeit rund 1700 jiddischsprachige Zeitungen in 90 Städten. Die Auswanderungswellen aus Osteuropa in die USA (und in geringerem Ausmaß nach Westeuropa) tragen Jiddisch im 19. und frühen 20. Jh. in den englischen Sprachraum, was sich naturgemäß wiederum in der weiteren Entwicklung der Sprache niederschlägt. Mit einer geschätzten Anzahl von 11 bis 13 Mio. Sprecher:innen stellt Jiddisch unmittelbar vor dem Holocaust unbestreitbar die wichtigste jüdische Volkssprache der Welt dar.

Heute leben Jiddischsprecher:innen vor allem in den Metropolen New York, Montreal, Mexico City, Buenos Aires, Melbourne und Johannesburg, außerdem in Israel (Jerusalem, Tel Aviv); europäische Zentren sind Antwerpen, London und Paris. Schätzungen zur aktuellen Anzahl von Sprecher:innen mit Jiddisch als Erstsprache schwanken stark, geben aber höchstens knapp über 1 Mio. an. Mit Zweitsprachler:innen könnte sich die Gesamtanzahl möglicherweise auf 4 bis 5 Mio. belaufen, wobei die Abgrenzung zwischen der Verwendung als Erst- und Zweitsprache schwierig ist, da stets auch die jeweiligen Landessprachen erlernt werden. Die Tendenz ist mittlerweile jedenfalls wieder steigend, da Jiddisch primär in orthodoxen Gemeinden mit hoher Geburtenrate weitergegeben wird, die es als Umgangssprache pflegen und Publikationen oder kulturelle Produktionen auf Jiddisch gezielt fördern. Seit den 2000er Jahren lässt sich weltweit ein verstärktes akademisches wie kulturelles Interesse auch und gerade vonseiten der jüngeren Generation verzeichnen.

Zu den augenfälligsten Charakteristika zählt zum einen die Tatsache, dass (Ost-)Jiddisch trotz aller späteren Entwicklungen in wesentlichen Teilen den mittelhochdeutschen Sprachstand bewahrt hat; zum anderen die obenerwähnte Übernahme von Lexemen aus der nachbiblischen (talmudischen) hebräischen sowie der kabbalistischen aramäischen Literatur. Etwa 20 % des Lexikons stammen somit aus den semitischen Sprachen – nicht nur Substantive, sondern ebenso Verben, Adjektive und sogar Konjunktionen, die als *loschn koydesch* („heilige Sprache“) ihre ursprüngliche Schreibung bewahren und nicht den phonographischen Prinzipien des Jiddischen folgen. 70–75 % des Wortschatzes gehen auf das Mittel- und Oberdeutsche zurück, wobei nicht selten ein semantischer Wandel gegenüber der Ursprungssprache stattgefunden hat oder auch Lexeme weiterleben, die in dieser längst ausgestorben bzw. veraltet sind (z. B. jidd. *shver* < mhd. *sweher* ‚Schwäher, Schwiegervater‘). Auch in der Grammatik überwiegen die Merkmale des Deutschen, so die Verschiebung des Wortakzents auf die Stammsilbe (im Gegensatz zum Hebräischen, das überwiegend endbetont ist), das häufige Auftreten von Umlauten, Deklination und Konjugation, generelle Wortstruktur und Wortstellung im Satz. Der slawische Einfluss manifestiert sich in der Entlehnung zahlreicher Wörter sowie Wortbildungselemente, etwa der typischen Diminutivsuffixe. Dieser komplexe Fusionsprozess zeigt sich u. a. in der Kombinierbarkeit von Wortstämmen und Flexions- oder Derivationsmorphemen unterschiedlicher Herkunft: So wird die Wortform *narronim* ‚Narren‘ aus einem deutschen Lexem mit hebräischer Pluralendung gebildet, *fusinke* ‚Füßchen‘ aus einem deutschen Lexem mit slawischem Diminutiv. Nichtsdestoweniger ist Jiddisch für Sprecher:innen des heutigen Hochdeutsch intuitiv meist leichter verständlich als beispielsweise das Niederländische, das sich schon wesentlich früher ausgegliedert hat.

Jiddisch hat aber nicht nur Komponenten anderer Sprachen aufgenommen, sondern seinerseits Wortschatz und Idiomatik des Deutschen bereichert: Auf oft verschlungenen Pfaden, zuweilen durch Vermittlung des Rotwelsch, gingen zahlreiche Begriffe und Wendungen in die deutsche Standardsprache oder zumindest in einzelne regionale Varietäten ein. Häufig erfolgte der Sprachkontakt auch einfach im alltäglichen Zusammenleben, nachdem im 19. Jh. ostjiddischsprachige Juden u. a. wieder in die Großstädte Wien und Berlin zogen. So kommt es zu einer Fülle von Lehnwörtern meist hebräischen Ursprungs – ob man nun Schmiere steht oder jemanden verpetzt, vom Ganoven bis zum Haberer, vom Stuss bis zum Schlamassel, vom Zores bis zum Pleitegeier, der sich nicht von einem Vogel herleitet, sondern von jidd. פֿלֶטֶה (*plejte*) < hebr. פְּלִטָה (*pəlēṭā*) ‚Flucht‘ und der dazugehörigen Wendung *plejte gejen* ‚die Flucht ergreifen (um Gläubigern zu entgehen)‘. Der „gute Rutsch“ als Neujahrswunsch hingegen dürfte angesichts historischer und phonologischer Argumente entgegen der verbreiteten Volksetymologie nicht auf ein entstelltes *Rosch ha-Schana* zurückgehen („guter Rosch“ i. S. v. ‚guter Anfang‘), sondern tatsächlich schlicht auf die Metapher vom Jahreswechsel als ‚Hinübergleiten‘.

Literatur:

- Aptroot, Marion/Gruschka, Roland: *Jiddisch. Geschichte und Kultur einer Weltsprache*. München: Beck 2010.
(= Beck'sche Reihe 1621.)
- Gutknecht, Christoph: *Gauner, Großkotz, kesse Lola. Deutsch-jiddische Wortgeschichten*. Berlin: BeBra 2016.
- Kausen, Ernst: *Die indogermanischen Sprachen von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart*. Hamburg: Buske 2012.
- Margolis, Rebecca: *Basic Yiddish. A Grammar and Workbook*. London/New York: Routledge 2011. (= Routledge Grammar Workbooks.)